

Die Liebesfahrten der Eisheiligen [Fortsetzung]

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571880>

Nutzungsbedingungen

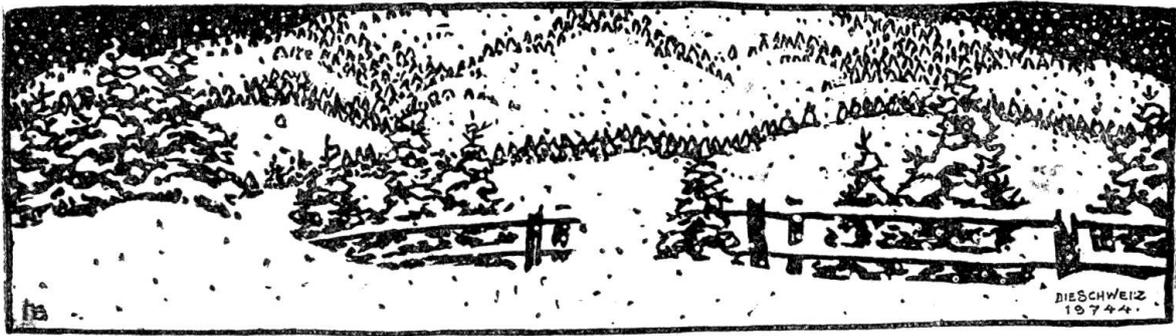
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Dämmerung

Es dunkelt mählich um mich her.
Der Tag hat müde sich gewacht,
Die Sonne sank ins tiefe Meer,
Nun kommt die Nacht.

Wie groß und schön war dieser Tag,
Da über uns geheimnisvoll
Der leise leise Flügelschlag
Des Glück's erscholl.

Jetzt ward es still. Die Wälder ruhn,
Und träumend stehen Feld und Strauch.
Mein Glück erstarb. Es dunkelt nun
Im Herzen auch.

Heinrich Pestalozzi, Arosa.

Die Liebesfahrten der Eisheiligen.

Von Victor Hardung, St. Gallen.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Werbung.

Ich war ein Student im letzten Semester geworden und hatte mich aufgemacht, noch einmal Ferien in meinem Heimatdorfe zu verleben. Nach guter Gewohnheit begrüßte ich den geistlichen Herrn und ging auch nicht an dessen Hausbesorgerin Babette vorüber, die mich bei ihrer zunehmenden Weitsichtigkeit mit ausgestreckten Armen von sich abhielt, um mich eindringlich zu betrachten und mir ihre Meinung vom Einflusse des Lebens in der Stadt auf die Veränderung von Leib und Seele nicht vorzuenthalten. Nach einer solchen geistlichen Spende pflegte sie mich auch nicht ohne eine solche für die irdischen Nöte ziehen zu lassen; heuer bekam ich von ihren Borräten, aus dem Pfarrgarten geerntet, einen Topf Honig, ein Glas eingemachter Sauerfirschen, ein Körblein früher Spaltertrauben und Pfirsiche und zu alledem noch für das Herz aus den Schätzen des Pfarrherrn, der mit Vorliebe alten Stichen nachging, ein Heiligenbildlein, wie sie, schön von Hand bemalt, in

seiner Truhe gesammelt lagen. Beim Heiligenbildchen indes hatte sich meine Spenderin versehen. Denn das Blättchen war dreifach gefaltet zu einem Brieflein und zeigte auf der Vorderseite fünf Herzen, ein größeres flammendes, das auf einem grünen Anger stand und das Sprüchlein umrahmte:

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein.“

Dieses Herz konnte man bis zur Flamme aufklappen, und darunter fand man dann ein leeres Herz von gleicher Größe, aus dem dieselbe Flamme aufstieg. Zu jeder Seite des Herzens in der Mitte standen zwei kleine Herzlein, von zärtlichen Versicherungen der Liebe und Treue bis zum Rand voll, aus denen ein Röslein und zwei Bergißmeinnicht zierlich aufwuchsen. Faltete man das Brieflein auseinander, so sah man oben wieder zwei größere Herzen nebeneinander auf einem grünen Anger mit einem kleinen

blauen Tännlein dazwischen, ebenso unten zwei, während das mittlere Feld einen von einer bunten Ranke von Rosen, Tulpen und Sternblumen umwundenen Spruch trug:

Hier reicht, Herzliebste, Dir
Dies mein getreue Hand,
Daß es Dir ewig bleib,
Zu ein Verbündniß Pfand,
Zum Zeichen alles des,
Was Mund und Hand versprochen.
Zu halten heiliglich
Ganz steiff und ungebrochen,
Zu tragen wahre Lieb,
Zu dulden Freud und Leid,
Wie es der Himmel füget in der Beständigkeit.
Der Höchste wolle uns den reichen Segen geben,
Benammen lange Jahr in Fried und Ruh
zu leben.

Unten am Blumengewinde hing ein kleines Herzlein mit der Mahnung „Bergiß nicht mein!“ Und die vier Herzen oben und unten waren wieder von Rosen und Bergißmeinnicht gekrönte Behälter für die zärtlichsten Beteuerungen, daß die Liebe stärker sei denn der Tod, daß, wenn alles dahingehe, die Treue von Mensch zu Mensch doch unwandelbar bleibe und sich dereinst aus verklärten Seelen als der seligste Gewinn und Besitz auch in der Geisterwelt offenbare.

Vor hundert und mehr Jahren hatte ein verliebter Knabe seinem Mädchen dieses zärtliche Brieflein zugesteckt, und die Farben leuchteten, und die Sprüchlein standen so glänzend schwarz da, als habe der Bursch erst gestern sein artiges Werk vollendet gehabt. Nur durch das Herz auf der Innenseite links unten war der Wurm gegangen und hatte Löcher und Gräben herausgefressen. Und dieses Zeichen nur erinnerte daran, wie all diese innigen Geständnisse zwei Wesen verbunden hatten, denen Jugend und Alter, Freud und Leid dieser Erde zu eigen gewesen und die dahingegangen waren, wie alles hienieden: müde und welk. Ein Nachklang nur ihres Gefühls war geblieben, lange verstummt, bis zu dieser Stunde, da ich, ein einziger an dieser Stätte der Vergänglichkeit, ihn wieder vernahm, als eine süße Melodie aus vergessenen und versunkenen Fernen her. Und die mahnte lieblich wehmütig: Mach dich auf und nütze den Tag. Herren der Erde sind jene, die auf ihr

wandeln. Bald aber welkt, was heute blüht, und der König muß hinunter wie der Knecht, und alle haben sie diesen einen Frühling auf Erden, und es ist an jedem, ihn hold und herrlich zu leben.

Der Tau war reich wie ein Reif gefallen, die Wiesen funkelten weiß in der Morgensonne, und auf den grünen Wegen, die ich ritt, lagen naß und glänzend ungezählte Birnen und Äpfel. Dem Schimmel aus meines Vaters Stall hatte ich einen Kranz von roten, gelben und weißen Rosen auf Ahornlaub um den Hals gehängt, und ein Goldherzlein aus der Schatztruhe meiner Mutter klingelte vom Stirnband. In der Ferne, wo die Hügel niederstiegen und die Obstbäume zu einem Walde gedrängt standen, schimmerte es blau vom See. Dorthin ließ ich das Köhlein ziehen. Wo ein schönes Mädchen in Gottes Garten blühte, sollte es das Brieflein lesen, und welches die Werbung annahm als sich zugeeignet, das sollte die Schönste sein und bleiben.

Der Schimmel schnaubte in den leuchtenden Morgen, der voll war von einem leisen Gedröhn Tausender kleiner Flügel, die das überreife Obst umschwirrten. Die Bauerngärten lagen in Honigdüften, Ästern säumten schmale Pfade, und Georginen glänzten in feurigem Samt. Zärtlichen Abenteuern schlug mein junges Herz entgegen.

Der Weg ging durch einen Hügel, öffnete sich wieder an einer Kehre und wandte sich zwischen einem hablichen Hause und dessen Nebengebäude hindurch. Und da stand auf einem kurzrasigen Anger, der von ungezählten Marienblumen rosig schimmerte, ein stattliches Mädchen mit schweren, sorglich aufgesteckten hellblonden Flechten, beugte sich über einen großen Korb, worin Wäsche aufgetürmt war, und hängte die Stücke an die Sonne.

Die Schöne sah mich von der Seite an, als ich hielt, und grüßte, ohne sich in ihrem Werk stören zu lassen. Und als ich mein Brieflein hervorzog und es ihr bot, nahm sie es verwundert, doch ohne Hast zwischen zwei Finger und las:

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein.“

Ein Hündlein kläffte erboht, ein Hahn kollerte, und Hennen gaderten erschreckt durcheinander. „Da sind die Scharrbeine wieder über die Saatbeete geraten,“ entschuldigte sich das Mädchen, indem es mir mit bekümmertem Gesicht hastig meine Botschaft zurückgab. „Fido, Fido!“ Und ich sah die Schöne, der ein schwarzer Spitzer voransprang, an der Gartenhecke, wo sie mit einem Bohnenstecken fuchtelte und hinter einer Hühnerschar her war, die mit bangem Gegacker über den Hag flüchtete. Und wieder war alles still. Das Mädchen kam hervor, strich sich eine vorgefallene Haarsträhne zurecht und begann aufs neue, Wäsche aufzuhängen. „Man muß einen Sonntag zu solchen Scherzen brauchen!“ meinte es dann und warf mir, dem Tagediebe, aus der Selbstgerechtigkeit des in aller Ordnung Hausenden einen schier verächtlichen und doch wieder bedauernden Blick zu, als es mich warten sah. „Dünkt Euch heute nicht Sonntag, Jungfer, da einer geritten kommt, das Rößlein mit Rosen geziert, und Euch kündigt, wie sein Herz noch so frei, dann werdet Ihr keinen erleben! Behüt Euch Gott!“

„Behüt Gott!“ dankte die Schöne kühl, beugte sich aufs neue zum Wäschekorb und ließ mich ziehen. Und nur der kläffende Spitz blieb mir nah, solange nah, bis sie ihn zurückrief: „Fido, Fido!“

An einem Waldrand warf ich mich ins Gras, nachdem ich den Schimmel an einen Hag gebunden, wo er die Nase in hohem Hafer hatte. Wölklein hingen, zarte, duftige Schleier, silbern in der Bläue, und so tief war der Himmel über mir, daß ich mich an einem Strauche hielt, nicht hinabzustürzen in diesen unermessenen Abgrund. Wie weit war doch diese Welt, um Träume auszusenden nach allen vier Winden, in alle Höhen und Abgründe! Wo war jenes Sonntagskind, das eins mit mir sein wollte, heute sei Feiertag, Augenblick und Ewigkeit über alle Tage des Jahres?

Während ich so sann, kam ein weißer Esel über einen Feldweg getrottet, und man sah vor dem hohen Gras nur den gedankenschwer getragenen Kopf und das Spiel der Ohren. Ein Mädchen ritt ihn, in einem breitrandigen Strohhut, der nach

allen Seiten abfiel und mit einem feuerfarbenen, in eine große Schleife auslaufenden Band geschmückt war. Zwei gelbe Schmetterlinge gaukelten darauf zu und vergingen wieder im Blau. Als der Esel meinen Schimmel wahrte, stuzte er und schrie über die Wiese hin, und mein Gaul stieg wiehernd auf, und ich mußte aufspringen und ihm den Hals klopfen, daß er sich beruhige.

Das Mädchen war abgestiegen, hatte mit dem Sattel eine Staffelei und einen Feldstuhl gelöst, Palette und Malkasten hervorgezogen und dann dem Esel einen Klaps gegeben, worauf der sich hinwarf, durchs Gras wälzte, gemächlich wieder aufstand und wählerisch zu weiden begann. Und als ich nähertrat, hatte die Malerin schon das angefangene Bild auf der Staffelei: einen Durchblick durch den Wald zum fern schimmernden See und einem in der Sonne weiß blühenden Städtchen am Wasser. Den Hut hatte sie an die Staffelei gehängt, und ich sah unter schwarzem Haar ein feines weißes Gesicht mit forschenden dunkeln Augen und einem Mund, der leuchtete wie ein Büschel Beeren an der Eberesche, unter der ich in der Sonne gelegen.

Ich hatte leicht eine Hand zum Gruß erhoben, und sie hatte kühl genickt. Und dann, als sie ihre Farben auf die Palette gebracht hatte und nach dem Pinsel greifen wollte, hielt ich ihr mein Brieflein hin.

Sie nahm es mit der Rechten und las:

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein!“

„Wieviele haben das schon gelesen?“ erkundigte sie sich kalt, indem sie mir den Brief langsam zurückreichte und den Pinsel in die Hand nahm.

„Wieviele?“ rechtfertigte ich mich. „Und haben's in hundert und mehr Jahren hundert und tausend erfahren – wem es gilt, der vernimmt es mit offenem Herzen, und der bangt nicht davor, ob er's so vernimmt wie Geschlechter vor ihm. Er vernimmt's, und wie er es vernimmt, einmal und nicht wieder, so ist und bleibt es sein Gewinn, wirklich, wahrhaft lebendig über Welken und Sterben. Und neu und vertraut bleibt es ihm, wie es ihm die

Sterne bleiben, Sonn und Mond und Erde, Tag für Tag, Nacht für Nacht, immer dieselben und doch ewig jung und ewig schön.“

„Daher kommen die Tränen,“ wehrte die blasse Schöne. „Was man immer besitzen will, einmal muß man's besessen haben — als es auch uns besaß.“

Eine Flut heißen Feuers brach aus dem Dunkel ihrer Augen über mich herein, und dann prüften die wieder kühl und forschend Farbe und Licht. „Wenn Sie noch eine Weile warten wollen — in dieser Stunde hab ich die beste Beleuchtung für mein Bild. Und zum Dank für Ihre Geduld mit einem widerborstigen Frauenzimmer zeichne ich Sie dann schnell, wie Sie auf dem Schimmel ausziehen, das Brieflein im Gurt, aller Weisheit Ihres verlangenden jungen Herzens froh, und hinter sich lassen, was Sie suchen. Diese kurze Viertelstunde nur möchte ich von Ihnen dreingegeben wissen, der Sie doch tun, als hätten Sie ein ganzes Leben zu verschenken. Und mit Ihnen hab ich dann eine Erinnerung gemein.“

Ob der bittersüßen Art des Mädchens ward ich unsicher und zögerte. Und so geschah's, daß ich ihm noch zuschaute, als es daran ging, Bild und Malzeug wieder zu versorgen. „Jetzt sind Sie lang genug auf der Erde und mir nah gewesen,“ mahnte die Schöne, „ich zeichne Sie im Satel!“

Ich zog den Schimmel auf den Weg, schwang mich in die Bügel, und die Malerin strichelte eifrig in einem Skizzenbuch. Und es dauerte kaum eine Viertelstunde, daß sie das Blatt heraustrieb, auf den Hag stieg, an dem ich hielt, und mir so, in einer Höhe mit mir, ihre Zeichnung bot. Darauf prangte ein großes Herz, wodurch ich, deutlich zu kennen, wie durch ein Tor ritt.

„Sie wissen nichts von mir,“ wandte ich ein, „und schildern mich so . . .“

„Von einem weiß ich, und das ist genug,“ belehrte mich das Mädchen leidenschaftlich. „Er küßt eine andere — nach der Weisheit dieser Welt sollt ich da wohl ein Gleiches tun! Bist zwar ein schmuckes Bürschlein, aber bist der eine nicht! Wie heißt es gleich? „Keinem anderen sag ich zu, daß ich ihm mein Herz auftu. . .“ Und

wenn ich's aufsperrte für Hansdampf in allen Gassen, ein Thrönlein ist dort aufgerichtet, und das ist noch von frischem Blute naß. Ich will zu den Kapuzinern gehen; da soll einer drunter sein, der den Teufel austreiben könne. Und wenn du dann wieder kommen willst . . . Aber bis dahin haben wir uns beide siebenmal siebenmal vergessen. Nein, warte nicht, wir wären alt geworden, eh wir heiraten könnten, und müßten wie die Nachteulen das Dunkel suchen, um zu wissen, wie schön diese Welt ist. Fahr hin, du Tor, der du meinst, ein Mädchen müß irgendwo sein Haar flechten und dabei von dir träumen und auf dich warten, dich, den es nie geschaut, indes ihm ein anderer und besserer Knab die Schuh bindet! Fahr hin und sorg, daß du weise geworden, bevor du dich ins Grab legst. Wie kurz ist der Tag, wenn eins blühen möchte! Das kann nicht warten — will welken, du! Mag sein, daß wir uns für ein Stündlein aneinander erinnern — ich will dir nicht dawider sein — aber säume nicht, du Tor, wo kein Warten hilft! Fahr hin und schüttle die Sterne durcheinander und hoff, o du Märchenprinz, daß besser Wetter über der Erde wird, wenn Sonn und Mond miteinander leuchten. Fahr hin!“

Das Mädchen hatte mich herübergerissen, geküßt und wieder zurückgestoßen. Und als der Schimmel unruhig tat, war's mit einem Sage vom Hag weg in den Alee gesprungen, und ich sah ein bleiches, wildes Gesicht und darin zwei dunkel lodernde Augen. Fahr hin!

Einem Waldweg zog ich nach, und in dem warmen Dämmer unter den Büschen kam mich eine leise Besorgnis an, als üb ich ein Unrecht an einem längst Verstorbenen, der ich sein Gefühl brauchte, um meines Herzens Verlangen zu künden. Sein Schatten war vor meinen Augen, und ich atmete auf, als der Schimmel hinaustrat auf einen samtnen Wiesenpfad, der neben einem Bächlein herlief, und froh trank ich das Licht. Ein schmaler Fahrweg schimmerte auf, und eine Schenke an einem Nebenhange winkte mit einem schön geschmiedeten Schiff unter goldleuchtenden Segeln. Dort stellte ich den Gaul ein und ließ mir unter einem Nußbaum eine Mahlzeit richten. Ein Alter mit

rosigem Gesicht scheuchte einige zudringliche Hühner, brannte sein Pfeifchen an und meinte dann, als ich mein Glas gegen ihn erhob, es müsse wieder einmal Krieg geben, wenn die Rebe so einen Tropfen schaffen solle, wie ich ihn da im Glase habe. Im Wein sei Wahrheit, heiße es seit Jahrhunderten. Aber das gelte nicht nur deshalb, weil er die Zunge löse und den Menschen Damm und Wall vergessen lasse, die er aus Vorsicht und Berechnung gegenüber dem Nebenmenschen aufgerichtet. Der Wein sei die Wahrheit, und wie es Tausende und Abertausende von Wahrheiten gebe, die edelsten und köstlichsten, landläufige und alltägliche, süße, sanfte, herbe und rauhe, und jede wieder anders nach dem Gemüte, das sie aufbringe und besitze, so spenden nicht zwei Hänge genau den gleichen Wein. Ein jeder hab seine eigene Art, unverkennbar, einzig und allein. Und es komme vor, daß ein Boden irgendwie versage und der Wein kümmerle, wie irgend eine Wahrheit in der Welt mißachtet werde und sieche. Und Zeiten geb's, da woll der Wein nirgend und nirgendwo mehr recht gedeihen. Da sei die Welt voll von Falschheit und Hinterlist. Aber die Erde müsse bestehen, und da nur Wahrheit ihr Gefüge zusammenhalte, so seien die Stürme in der Geisteswelt Kriege auf Erden, die wieder irgendwo Boden für die Wahrheit aufsäern. Und wieder tragen die Reben. „Forcht in der Geschichte der guten Jahre nach,“ schloß mein Gastgeber; „in Zeiten herum sind sie gewesen, daß eine Erneuerung in den Gemütern war. Erinnert Euch immer daran, junger Herr — Ihr habt noch schön die Zeit dafür — wie alles in der Natur so den Menschen spiegelt. Wir, wie wir sind, machen wir helle und dunkle Tage, Jahre und Zeiten.“

Der Alte saß mir gegenüber, und mich wandelte, indes er mir so predigte, Fürwichtigkeit an, und ich fragte, weshalb denn ein Glas über den Durst so verhängnisvoll zu wirken vermöge, weshalb Leiden und Krankheiten, Zerrüttung und Verwüstung dem Wein zur Last fallen und weshalb viele Menschen sich weit besser bei völliger Enthaltbarkeit befinden.

„Ihr wißt das alles, junger Herr,“ lächelte der Alte, „und trinkt doch Euer

Gläslein als eine Gabe Gottes. Wahrheiten können nicht nur beschützen, sie können auch töten. Wir sind nicht danach geartet, hier auf Erden zu wissen, sondern zu ahnen, und wir müssen Ehrfurcht vor diesen unsern Ahnungen aufbringen können, wollen wir einmal zur Weisheit eingehen. Ja, junger Freund, es gibt starke und Schwache, gesunde und Kranke, unverdorrene und entartete Gemüter. Und es gibt reine und verfälschte Weine, wie es reine und verfälschte Wahrheiten gibt. Auch kann ein ganzes Geschlecht krank sein, entartet im Gemüte, und das vermag keine Wahrheit ungemischt zu vertragen, es müßte toben und sich ein Leids antun. Und in solchen Zeiten ist es für viele gut, wenn sie sich auch des reinen Meines ganz enthalten. Aber ich sehe, daß Euch die Wahrheit, wie ich sie da auf-tische, müde macht . . .“

„Und das Schöppllein Wein dazu und der Ritt in den Tag hinein und vielleicht ein Verlangen nach einem Traum, weil ich zu tief in die Sonne geschaut . . .“ entschuldigte ich mich.

„Wir haben frisches Hafersstroh aufgeschüttet. Da schläft sich's wie auf einer warmen Waldwiese,“ verhielt mein Wirt. „Es ist ein schönes Alter, da man so recht von Herzen müde sein und doch die Augen voll Licht mit in den Schlaf nehmen kann. Da ist es, wie eine Verheißung an das Leben: Wann ich wache, bin ich noch stärker geworden, dich zu besitzen.“

Ich lag kaum in dem duftenden Stroh, das in der Wärme knisterte und von verlorene Licht wie heimliches Gold flimmerte, als mir auch die Augen zufließen. Und als ich erwachte, wurden schon die Röhre von der Nachmittagsweide heimgetrieben. Ich zog meinen Schimmel aus dem Stall, zahlte eine bescheidene Rechnung, winkte dem Alten zu, der mit einem Viehkäufer verhandelte, und war wieder auf einem bewachsenen Nebenpfad, der sanft durch obstreiches Gelände niederstiege. Bald schimmerte der See herauf, bald wandte sich das Weglein eigenwillig seitwärts, um unversehens wieder hinter einem Hang weg die Ferne zu spenden. Rot, braun und grün begann der See zu schimmern, aus Gold und Purpur schichtete sich eine Wand am Himmelsaum auf,

und ein zartes einsames Wölklein hoch, hoch über mir geriet ins Glühen.

Sanfte Hügel umwand der Weg, und dann stieg er in einem Wald von Obstbäumen zum See nieder. Zu einem der letzten Hänge führte ein Pfädelein empor; eine alte Thujahecke glänzte silbern von Herbstfäden, und dahinter stieg ein Giebel auf, von Bäumen überragt, die schon Geschlechter geschaut haben mochten. Eine Taube öffnete sich auf die Hecke, und auf einer Bank saß ein weißes Mädchen, die Arme über der Lehne hinter sich, und schaute aus dem grünen Dämmer, den ein hundertjähriger blühender Efeu wob, in die leuchtende Weite.

Ich lenkte den Schimmel den Pfad hinan, band ihn an eine Pappel am Wegrand und strich dann an der Hecke entlang zur Taube. Das Mädchen wandte mir ein blaßes Gesicht mit großen blauen Augen zu, und in seinem Haar, das in Locken fiel, nisteten und sprühten goldene Fünkeln. Ich reichte ihm, das mich unverwandt, doch ohne Unruh betrachtete, das Brieflein, und es las:

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein!“

Die Schöne schaute von dem Brieflein auf, und ihr Blick spürte tief und fand mein Herz. Da lächelte sie und meinte, wenn einem allein ein Pförtlein offen stünde, so möchte man schon hineingehen und sich umschauen, was einem dahinter für Herrlichkeiten blühen. Aber es könnte auch geschehen, daß man müde wär und für seinen Tag nach nichts mehr Verlangen trüge. „Susanne heiße ich, Susse, liebe Susse!“ belehrte sie mich dann lustig, aus dem schwermütigen Zweifel heraus. „Ich will das Brieflein zu Ende lesen. Vorher aber mußt du tun, wie Adam tat, als er um seiner Eva willen alle Schrecken des Himmels und der Hölle mißachtete.“

Auf der Bank lagen etliche erlesene goldfarbene Äpfel und durchdufteten die Taube. Susse nahm einen, brach ihn mit kräftigen Händen auseinander und reichte mir eine Hälfte. Und als wir die Frucht verzehrt hatten, war sie aufgestanden, und ihr Mund war mir nahe, und wir küßten uns. Und dann saßen wir selbander auf

dem Bänklein, und Susse las alle die Sprüchlein auf den acht Herzen und dann auch das Versprechen in dem Kränzlein. Und vom letzten Herzlein, das an der Ranke hing, vernahm sie: „Vergiß nicht mein!“ und beteuerte: „Nein, das wird wohl nie geschehen. Aber du hättest kommen sollen, da ich, da alles hier herum noch jung war . . .“

Das Mädchen hatte mich hinter die Taube auf einen Platz vor das Haus geführt. Das lag still und verlassen da, ungepflegt und verfallen und doch vornehm und stolz, und der Garten war eine duftgrüne Wildnis, wo ein Springbrunnen klang und Eichhörnchen sich jagten. Dleanderbäume standen in großen Kübeln vor dem Hause und waren mit Blüten überschüttet. In eine Baumgruppe fiel ein Drosselzug ein; rote Beeren von Ebereschen und Stechpalmen stäubten vor eifrigen Schnäbeln, eine Taube lockte und gurrte, und wieder war alle Bewegung erloschen.

„Gelt, es ist schön hier?“ meinte Susse. „Am hundert und tausend Jahr alt zu werden und ein Liebesbrieflein nach fünfzig Frühlingen noch so zu lesen, wie man es vordem empfangen. Aber mein Vater ist arm geworden — ich weiß nicht warum — und Haus und Garten auf dem Hügel sind verkauft, und eine Fabrik soll hier lärmen, und ich soll in die Stadt. Ich . . . Doch komm: vor der Taube ist's noch warm und hell!“

Und wieder saßen wir auf dem Bänklein, und die Wolke hoch über uns glühte wie ein Beet roter Rosen. Dunkelblau und schwarz wurde die Wiese, bang und zag blühten die ersten Sterne, und unversehens war der ganze Himmel von goldenen Blumen durchwirft.

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein!“

las Susse langsam. „Morgen wird mir sein, ich habe vor hundert Jahren einmal gelebt und gestern sei ich für einen Tag auferstanden, jung, wie ich ins Grab gegangen, und mein Liebster mit mir. Und auf dieser Bank hier haben wir gegessen und uns geherzt, als geb es nicht Grust und Grab, kein Sterben und kein Schei-

den. Morgen wird mir so sein, da ich wieder im Grabe liege. Ja, Liebster, vor hundert und aberhundert Jahren haben wir gelebt, und wie wir jetzt hier sitzen, sind wir für eine Stunde auferstanden durch unsere Sehnsucht. Weißt du noch ...“

Ein blaues Feuer war im Westen aufgeflammt, eine leuchtende Kugel überstrahlte alle Sterne, und dumpf dröhnte es aus der Ferne herüber. Und dann war das Dunkel da, tiefer, und Susens Gesicht leuchtete weiß aus den Schatten. „Leb wohl,“ flüsterte das Mädchen und hielt mich in den Armen. „Das Brieflein nehm ich wieder mit ins Grab. Leb wohl bis zum jüngsten Tag!“

Noch einmal küßten wir uns, und dann ging ich über die Wiese, löste den Schimmel und schwang mich in den Bügel. In meiner Rocktasche fühlte ich etliche Äpfel. An der Wegkehre wandte ich mich im Sattel und ahnte das Mädchen, wie ich es zuerst erschaut: auf dem Bänklein, die Arme hinter sich über der Lehne. „Susse, liebe Susse!“ rief ich noch einmal hinüber und sah sie doch nimmer.

Ach, ich hatte getrunken von dem Weine, der müde macht. Wissend war ich geworden, daß alle Sehnsucht ein holdes Spiel ist und eine grimme Not, daß Menschen zusammengehören und sich verlieren, da sie sich finden, daß wir die Welt dann

schauen, wie sie ist, wann wir im Grabe liegen und für eine Stunde auferstehen dürfen. Und den Tod rühmen wir als das Leben und nennen das Leben Tod und belügen unser Herz, das — so beschwichtigen wir unser Gewissen — vergehen müßt ohne diesen bitteren Trug.

Aus der Schenke am Rebenhange glomm ein Licht. Der Alte saß am Fenster, vor sich einen schweren Folianten, und sein Haupt trug einen Glorienschein. Auch ihn hatte seine Weisheit Wunden gekostet — kein Wasser fließt klar und ruhig, das nicht Stürme gepflügt. Doch meine Jugend rebellierte: Tut's Not, um solchen Gewinnes willen alt zu werden und nichts zu haben als die Ruhe der Entsagung, den Trost ferner Sterne ...

Als ich später einmal desselben Weges kam, da war die Stille auf dem Hügel nicht mehr. Die Hecke war gefallen, das Bänklein auf der Höhe geschwunden, und eine Fabrik lärmte dort, wo das Haus unter den alten Bäumen verlassen gelegen. Und mir war, als ich das sah, es sei lange her, vor hundert und mehr Jahren sei's gewesen, daß ich ein Mädchen geküßt und ihm gestanden:

„Keiner anderen sag ich zu,
Daß ich ihr mein Herz auftu,
Dich allein laß ich hinein,
Dich alleine nenn ich mein!“

(Fortsetzung folgt).

Der Inselfraum.

Von Hermann Hesse, Bern.

Eine langhin gewölbte, sanfte Welle hob meinen Kahn mit dem gerundeten Bug auf das Gestein. Ein schiffbrüchiger Träumer verließ die Ruderbank und dehnte die Arme dem stummen Lande entgegen. Mein purpurner Mantel war mürbe geworden und warf von den Hüften abwärts weiche demütige Falten. Meine Arme und mein Hals waren vom Rudern und Fasten mager geworden, mein Haar war lang gewachsen und bog sich in dichter Fülle um den Nacken. In dem dunkelgrünen, stillen Gewässer der Bucht lag mein Spiegelbild gebreitet, und ich sah, daß auf der langen Fahrt alles an mir anders geworden war, brauner, schlanker und biegsamer. Auf meinen Wangen hat-

ten grausame Stunden Denkmale ihrer Gefahren und Niederlagen und Ueberwindungen geschaffen. Alle Morgen ohne Sonne, an denen ich mit wunden Gliedern an mein Fahrzeug geklammert hing, alle Stürme, die mir die Abgründe des Meeres zeigten, hatten sich mir in Ecken und Furchen mit tiefer Schrift auf Wangen und Hals geschrieben.

Aber meine Augen standen klar in weiten Höhlen, mit wachsamen Kinderblicken. Sie hatten viele Nächte durchwacht und nach den ewigen Sternen gesucht und die farbigen Nächte des Meeres aufmerksam durchdrungen nach aufsteigenden Segeln oder Gestaden. Sie hatten viele Tage lang feinen Staub gesehen und selten nur mit

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.